

Nestmeyer
Hotelwelten

Ralf Nestmeyer

Hotelwelten

Luxus, Liftboys, Literaten

Reclam

Alle Rechte vorbehalten
© 2015 Philipp Reclam jun. GmbH & Co. KG, Stuttgart
Satz und Druck: Reclam, Ditzingen
Buchbinderische Verarbeitung: Kösel, Krugzell
Printed in Germany 2015
RECLAM ist eine eingetragene Marke
der Philipp Reclam jun. GmbH & Co. KG, Stuttgart
ISBN 978-3-15-011023-2

www.reclam.de

Inhalt

Das Hotel – eine große Welt im Kleinen	7
Hotelgeschichte	18
Pilgerherbergen und Postgasthöfe	19
Schauderhafte Zustände	20
Gastungen und Wirthshäuser	24
Ein Lob auf die englischen Unterkünfte	32
Ein »garniertes« Bett	34
Vom Gasthof zum Hotel	35
Die Schweiz – ein Kursaal mit Panorama	38
Groß, Größer, Amerika	46
Das Grandhotel	52
Das Bürgerschloss	58
Zeremonienmeister und Komparsen	63
Bröckelnde Fassaden	67
Grandhotel und Eisenbahn	69
Luxus durch Technik	74
Der Hotelaufzug als Juwel eines Vestibüls	84
Soziale Hierarchien	91
César Ritz, der König der Hoteliers	95
Grandhotel und Haute Cuisine	101
Schwimmende Hotelpaläste	104
Kofferaufkleber (Konfetti für den Koffer)	107
Moderne Hotelformen (Motel, Kettenhotel und Design-Hotel)	111
Segen und Fluch des Immergleichen: Das Kettenhotel	114
Das Motel – ein Symbol des American Way of Life	117
Hotelgigantomanie	122

In Bäumen, Gefängnissen und Betonröhren übernachten	125
»Abgedrehte Hotels«	126
Hotelwelten: Zwischen Lobby und Pool	131
Sakrale Welten: Die Hotelhalle	134
Die Rezeption, ein Ort der Distinktion	144
Die Hotelbar	146
Der Hotelpool	148
Stammgäste	158
Gäste, die niemals auschecken	163
Zimmersuche	170
Das Beziehen des Zimmers	172
Hotelpersonal: Vom Portier zum Zimmermädchen	185
Der Liftboy (Felix Krull und seine Kollegen)	189
Portiers – Hohepriester der Hotelhalle	194
Vom Pagen zum Direktor	198
Hochstapler, Diebe und Detektive	204
Tod, Schicksal und Leidenschaften	207
Zuflucht Hotel (Exilautoren)	212
Das Hotel als Ort der Diplomatie	218
Begehren im Hotel	223
Klopf- und Wühlgeister	228
Wanzen, Küchenschaben, Kakerlaken und anderes wirbelloses Getier	235
Zimmermissbrauch	239
Weiterführende Literatur / Abbildungsnachweis	243
Personenregister	249
Orts- und Hotelregister	254

Das Hotel – eine große Welt im Kleinen

Allein der Begriff »Hotel« ruft Assoziationen hervor. Man denkt an Glanz, Luxus und internationales Flair, an Urlaub, Freiheit und Unbeschwertheit. Hotels sind kulturgeschichtlich verankerter Müßiggang, sie beschwören Nostalgie und Noblesse, sie sind ein Ort der Verzauberung und Verwandlung. Hotels sind möblierte Sehnsuchtslandschaften, sind Sehnsuchtsorte, die sich nicht nur von einem Wunschbild und dem Glauben an eine besondere Atmosphäre speisen, sondern auch von der Hoffnung, dass man, der eigenen Wirklichkeit entrückt, allein durch den Aufenthalt verändert, schwereloser wird. Das Hotel symbolisiert die Trennung von den Sorgen und der Tristesse des Alltags. Hotelluft macht frei, unangenehme Arbeiten werden delegiert, die Möglichkeiten zur Selbstverwirklichung scheinen grenzenlos. Ein Hotelaufenthalt verspricht Glücksgefühle zu mobilisieren, weshalb sich viele Paare von einem romantischen Hotelwochenende eine Vertiefung und Belebung ihrer Beziehung erhoffen. Das Hotel ist eine »Heterotopie« im Sinne Michel Foucaults, da es beispielsweise bei einer Hochzeitsreise als lokalisierte Utopie die Phantasie anregt und so bestimmte Vorstellungen, Wünsche und Träume projiziert werden. Das Hotel symbolisiert gleichermaßen Ordnung und Ruhe, Sinnlichkeit und Weltflucht. »Wenn das Wort Hotel fällt, werden diese Menschen in ihrem Innersten berührt, eine geheime Saite der Seele beginnt zu schwingen. Es ist, als ob an das Hotel alles delegiert sei, was ein

ökonomisch abgesichertes Leben an außerordentlichen Zuständen noch erwarten darf«, schreibt Martin Mosebach in seinem Roman »Das Beben«.

Hotels sind aus der modernen Welt nicht mehr wegzudenken. Sie haben die tropischen Strände und aussichtsreichen Bergkuppen genauso erobert wie die historischen Fachwerkkentren verträumter Kleinstädte, sie umlagern Flughäfen wie Trabanten einen Planeten, breiten sich an Autobahnausfahrten und Messezentren wie Geschwüre aus und sind in ihren unterschiedlichsten Formen und qualitativen Abstufungen auf jedem Kontinent zu finden. Die »Hotelisierung der Welt« (Martin Mosebach) ist längst im Gange. Sobald über den Wiederaufbau oder die Renovierung irgendeines historischen Gebäudes nachgedacht wird – egal, ob es sich um ein säkularisiertes Kloster, ein Barockschloss, eine mittelalterliche Scheune oder einen stillgelegten Bahnhof handelt –, steht auch immer die Frage nach einer kommerziellen Nutzung als Hotel im Raum. Man hat den Eindruck, dass inzwischen in jedem Gebäude und an jedem beliebigen Ort der Welt ein Hotel eröffnet werden kann – ein Umstand, der in den letzten Jahren durch Hotels in unterirdischen Bunkern oder ehemaligen Gefängnissen überstrapaziert wurde. Doch diese vermeintliche Lösung birgt ein Problem, denn nicht jeder Pferdestall und jedes Turmzimmer gewinnt durch seinen Umbau zum Hotel, allzu oft verlieren die Burgen und Schlösser ihre Seele und ihre geheimnisvolle Aura, wenn sie zur schnöden Kulisse der Wohlfühlindustrie degradiert werden.

Das Hotel ist ein universelles Identifikationssymbol, das meist mit einer Vorstellung von Luxus und Wohnkomfort verbunden ist. Mit seinen Raumkonzepten und technischen Innovationen muss es nicht nur eine Antwort auf die Wünsche der Reisenden bereithalten, sondern diese gewissermaßen vorwegnehmen. Dies war in den Glanzzeiten der Grandhotels genauso wie bei der »Erfindung« des standardisierten Kettenhotels und den Design-Hotels moderner Prägung. Die Entwicklung und der Wandel im Beherbergungsgewerbe spiegeln die diesbezüglichen gesellschaftlichen Ansprüche und Vorstellungen als eine Art Blaupause wider, wobei sich das

Hotel auch zu einer beliebten Spielwiese für Designer jeder Couleur entwickelt hat.

Jeder Reisende hat eine eigene Hotelbiographie, hat seine persönlichen Lieblingshotels. Es gibt Hotels, deren Stil und Atmosphäre den Gast schon nach wenigen Minuten gefangen nehmen, ihm manchmal auch regelrecht den Atem rauben. An manche Hotels erinnert man sich noch Jahrzehnte später, weil der Aufenthalt mit besonders schönen oder aber auch schrecklichen Erlebnissen verbunden war. Der Schriftsteller und große Reisende Cees Nooteboom wusste: »Es gibt zwei Arten von Hotelzimmern – die, in welche man nur einmal kommt, und die, in welche man, warum auch immer, stets wieder zurückkehrt.« In der einen Kategorie ist man ständig von einer unsichtbaren Menschenmasse umgeben, die koitierend, weinend, rauchend, denkend auf dem Bett liegt, das deshalb stets fremd bleibt. »Du darfst da sein, das ist alles.« Dann gibt es die anderen Zimmer, in die man immer wieder zurückkehrt. Man weiß, an welcher Stelle der Boden knarrt, wie die Tür des Kleiderschranks einrastet. In diesem Zimmer ist es unvorstellbar, dass jemand anderes dort schlafen könnte. Selbst nach Jahren sieht man den Raum noch ganz deutlich vor sich, er ist zum Teil eines eigenen Territoriums geworden, den man sich erobert hat.

»Die Geschichte des Tourismus ist auch eine Geschichte der Hotels«, hat Hans Magnus Enzensberger bereits 1958 in seinem gesellschaftskritischen Aufsatz »Eine Theorie des Tourismus« geschrieben. Eine Kulturgeschichte des Hotels ist nicht nur eine Geschichte des Reisens in seinen unterschiedlichsten Spielarten, sie rührt auch an Aspekte der Alltags- und Technikgeschichte. Angefangen von den einfachen Gasthöfen der Frühen Neuzeit über das Grandhotel bis hin zu seinen modernsten Ausprägungen wie dem Motel sowie den Ketten- oder Boutiquehotels, korrespondieren die verschiedenen Hotelformen immer mit den aktuellen sozialen, mentalen und gesellschaftlichen Veränderungen und Wünschen. Im Hotel wird nicht nur die Nacht verwaltet, die Hotelarchitektur ist eingebettet in die Träume und Vorstellungen des modernen Wohnens, Hotels

dienten als Experimentierfelder für technische Errungenschaften wie den Fahrstuhl oder postmoderne Designentwürfe.

Spätestens mit der Eröffnung der ersten Palasthotels war das Hotel weit mehr als eine Etappenstation, die das Reisen erleichterte, es verwandelte sich in einen eigenen Kosmos, so vielgestaltig wie faszinierend. »Ein Hotel ist eine Welt für sich, ein umgrenztes Territorium, ein *claustrum*, ein Ort, den man freiwillig betritt. Die Gäste halten sich hier nicht zufällig auf, sie sind Mitglieder eines Ordens. Ihr Zimmer, ob ärmlich oder luxuriös, ist ihre Zelle. Wenn sie die Tür dieses Zimmers hinter sich schließen und sich an deren *Innenseite* befinden, dann haben sie sich aus der Welt zurückgezogen«, befand Cees Nooteboom. Dieses Eintauchen in eine andere Welt, dieses Gefühl, Teil einer besonderen Gemeinschaft zu sein, dazuzugehören, ist ein besonderer Reiz des Hotellebens. Noch heute gibt es Menschen, die ihren Urlaub nicht in einem bestimmten Land oder einer bestimmten Stadt verbringen wollen, sondern in einem bestimmten Hotel. Das Hotel dient nicht als Zwischenstop auf einer Reise, sondern es selbst wird zum Ziel. Überspitzt betrachtet, reist man nicht nach Berlin, um im *Adlon* zu übernachten, sondern man ist zufällig in Berlin, da sich dort das *Adlon* befindet.

Wer Hotels baut, erntet Tourismus. Dies war in der Schweiz im 19. Jahrhundert nicht anders als im Zeitalter des Massentourismus, als die spanische Mittelmeerküste mit gesichtslosen Bettenburgen gepflastert wurde. Jedes Hotel besitzt eine ökonomische, eine soziokulturelle und eine geographische Komponente. In vielen Teilen der Welt regte der Bau eines Hotels nicht nur den Reiseverkehr an, sondern auch die gesamte Infrastruktur einer Stadt, einer Region oder einer Insel wurde dadurch nachhaltig geprägt, angefangen vom Straßenbau bis hin zu konkreten sozialen und politischen Veränderungen. Zu den Begleiterscheinungen, wenn nicht Voraussetzungen des Tourismus gehört oft Frieden, meist auch zunehmender Wohlstand, andererseits aber auch soziale Ungleichheit innerhalb der Region. Sobald ein Land in den letzten zwei Jahrhunderten wirtschaftlich prosperierte, ging diese Entwicklung einher mit ei-

nem deutlichen Anstieg des Reise- und Geschäftsverkehrs, was wiederum neue Straßen- und Verkehrswege sowie Übernachtungsmöglichkeiten notwendig machte. Schon der wirtschaftliche Aufstieg Nordamerikas korrespondierte mit einem zunehmenden Reiseverkehr und Hotelboom. Wie bei anderen gesellschaftlichen und technischen Entwicklungen übernahm Nordamerika auch bei den Hotels eine Vorreiterrolle. Selbstverständlich waren auch sie im Land der unbegrenzten Möglichkeiten größer und besser ausgestattet als in Europa, bereits die ersten Wolkenkratzer beherbergten Hotels, und das Hotelzimmer wurde zu einem standardisierten Produkt. Zuletzt entstand mit dem Motel eine Übernachtungsform, die zu einem Symbol des American Way of Life wurde.

In den europäischen Grandhotels wiederum bildete sich im Laufe der Zeit ein komplexes System mit vielgestaltiger sozialer Interaktion zwischen den Gästen und den Angestellten eines Hotels heraus, das bis heute das Hotelleben prägt. Dazu gehören Begegnungen an der Rezeption und Bekanntschaften in der Hotelhalle oder an der Hotelbar ebenso wie das ihrer jeweiligen Rolle entsprechende Auftreten der Portiers, Zimmermädchen oder Pagen. Ein Hotel ist ein Mikrokosmos der Gesellschaft, so prall wie das Leben. »Wenn man in einem eleganten Hotel sitzt, ist man selber elegant« – lautet nach Kurt Tucholsky einer der »Glaubenssätze der Bourgeoisie«. Und Paul Theroux befand so salopp wie treffend: »Ein Hotel ist ein Treibhaus.«

Dieses Hotelleben mit all seinem Glanz und auch seinen Schattenseiten, mit all seinen Geheimnissen ist ein schier unerschöpfliches Thema und hat zahllose Schriftsteller inspiriert. Vor allem Joseph Roth, Stefan Zweig und Thomas Mann haben sich durch eine besondere Affinität zum Hotelleben ausgezeichnet. Joseph Roth hat – wie beispielsweise auch Vladimir Nabokov – einen großen Teil seines Lebens im Hotel verbracht. Wer nur in Hotelzimmern lebt, erreicht einen Zustand des Seins, der sich nicht auf materiellen Besitz gründet. Die eigenen Habseligkeiten passen in einen oder zwei Koffer. »Nomadisch wandernd von Hotel zu Hotel, von Stadt zu Stadt mit einem kleinen Koffer, einem Dutzend fein-



Mit seinem »Hotel Savoy« hat Joseph Roth einen der bekanntesten Hotelromane geschrieben; eigene Hotelserfahrungen spielen darin gewiss eine Rolle.

gespitzter Bleistifte und dreißig oder vierzig Blättern Papier in seinem unwandelbaren grauen Mäntelchen ...« – so beschrieb Stefan Zweig in seinem Nachruf das Leben von Joseph Roth, der wie kein anderer Schriftsteller zum »Hotelbürger« avancierte. Andere Schriftsteller wie Klaus Mann oder auch Jean-Philippe Toussaint haben immer wieder Szenen ihrer Bücher ins Hotel verlegt. Viele Romane und Filme nutzten es als einen besonderen Schauplatz, an dem Lebensentwürfe auf die Probe gestellt werden und sich der einzelne seiner brüchigen Identität bewusst wird. »Die Wahrheit liegt am Ende des Korridors«, hat der Filmkritiker Andreas Kilb einmal geschrieben. Ein Hotel ist wie für einen Roman geschaffen: Hinter jeder Zimmertür scheinen sich Geheimnisse zu verbergen und sich Schicksale von ungeahnter Tragweite zu offenbaren.

Als in Franz Werfels 1927 veröffentlichter Erzählung »Die Hotel-treppe« eine junge Frau namens Francine in einem norditalienischen Luxushotel die Treppe in den fünften Stock hochsteigt, erkennt sie, dass es nicht allein den Raum zu überwinden galt. Mit jedem Schritt wird ihr die Leere ihres Lebens bewusster, einsam und verzweifelt, schämt sie sich, eine Liebesnacht mit einem Hotelgast verbracht zu haben, der ihr im nachhinein nichts bedeutet: »Warum erbarmte sich in den weiten Gängen des Hotels auch nicht ein Schritt mit menschlichem Hall?« Und auch Bertolt Brecht wusste: »Im Hotel führt man ein Leben wie im Roman.« Der seiner gewohnten Umgebung beraubte Gast ist von seinen Gefühlen überwältigt, die Stille des Hotelzimmers wird zu einem literarischen Resonanz- und Reflexionsboden. Im Hotel kreuzen sich die unterschiedlichsten Lebensgeschichten, Hoffnungen und Ängste treffen aufeinander, das gesamte menschliche Dasein verdichtet sich, die Lobby wird zum Kristallisationspunkt moderner Schicksale. Vicki Baums »Menschen im Hotel« gehört ebenso wie Joseph Roths »Hotel Savoy« und Thomas Manns »Bekenntnisse des Hochstaplers Felix Krull« zu den Klassikern der Hotelliteratur, da alle drei Autoren es meisterhaft verstanden haben, das Hotelleben zu sezieren, es bis in seine letzten Winkel zu erhellen. Selbst James

Joyce bemüht sich in »Finn's Hotel« die Hotel-Metapher, um einen Ort zu schildern, an dem Menschen kommen und gehen.

Die Hotelatmosphäre gilt als inspirierend. Die ungewohnten Räumlichkeiten, der beschränkte Platz und die wenigen Dinge, die Ablenkung verheißen, befreien die Kreativität. Zahlreiche Künstler arbeiteten während ihres Hotelaufenthalts an ihren Werken, so soll Richard Wagner in einem Hotel in La Spezia die Ur-Idee zur musikalischen Eröffnung des »Ring des Nibelungen« entwickelt und im *Hotel Schweizerhof* in Luzern seinen »Tristan« vollendet haben, Claude Debussy hat im *Grand Hotel* in Eastbourne seine Symphonie »La Mer« zu Ende komponiert. Maurice Utrillo, der ja eigentlich mit seinen Bildern über die trostlosen Pariser Vororte bekannt wurde, mietete in den 1950er Jahren alljährlich die oberste Etage des *Réserve de Beaulieu* an der Côte d'Azur, wobei er das Badezimmer zum Atelier umfunktionierte. Als Künstlerhotel war das New Yorker *Chelsea Hotel* sowieso ein Musenhort, und Jean-Paul Sartre, Simone de Beauvoir, Joseph Roth und William Burroughs gehören zu dem prominenten Kreis von Schriftstellern, die einen großen Teil ihrer Werke in einem Hotelzimmer geschrieben haben.

Wie der Bahnhof oder der Strand, so ist auch das Hotel ein Ort der Moderne, ein Ort, an dem sich die Mechanismen und Funktionalitäten moderner Lebenswelten offenbaren, ein Grenzort, an dem sich das öffentliche und private Leben wie auf einer Bühne begegnet. Mit seiner zweckorientierten Architektur vereint das Hotel gesellschaftliche und kulturelle Prozesse der Modernisierung wie auch der Urbanisierung in besonderer Weise. Das Hotel ist gewissermaßen ein Ort des Übergangs zwischen Privatsphäre und öffentlicher Repräsentation, weshalb sich nicht nur der Name Hotel, sondern auch das Hotel in seiner heutigen Form in jener Epoche herausbildete, als das Bürgertum an Bedeutung gewann und sich in entsprechenden Räumlichkeiten (re-)präsentieren wollte.

Das Hotel ist »ein neutraler Ort, ohne Verpflichtung, Ort des Übergangs und der Ungewißheit« – so hat es der Literaturnobelpreisträger José Saramago in seinem Roman »Das Todesjahr des Ricardo Reiss« formuliert. Der Dichter Camille Bryen hat das Ho-

tel auch als Ort des fließenden Übergangs beschrieben: *N'être qu'entre* – nirgendwo sein als im Dazwischen. Andererseits ist es aber auch ein Ort der Grenzüberschreitung, der geradezu für ungewöhnliche Erlebnisse prädestiniert scheint. Bereits in der Hotelhalle existiert ein besonderes Spannungsverhältnis, ebenso beim ersten Betreten des Zimmers sowie bei der Abreise – Siegfried Kraucauer hat die Hotelhalle gar mit einem Gotteshaus verglichen. Ein Hotel ist ein kultivierter Ort des Fremdseins, der einem alle Freiheiten verspricht, weil man nicht auf das Wohlwollen eines Gastgebers angewiesen ist. Dies nehmen manche Gäste allerdings allzu wörtlich, wobei es nicht nur Rockstars sind, die verwüstete Zimmer hinterlassen und die Hotelbar plündern, ohne dafür zu bezahlen. Wie die Damen des horizontalen Gewerbes sind auch Hotelzimmer käuflich – alles ist nur eine Frage des Preises, der Verfügbarkeit und der persönlichen Vorlieben, und zur Not ist man auch zu Zugeständnissen bereit. Niemand gibt sich der Illusion von Dauer und Beständigkeit hin. Versiegen die Geldmittel, so bleibt einem fortan die Gunst des Hotellebens verwehrt – eine bittere Erfahrung, die schon viele Reisende machen mussten.

Ein Hotelzimmer ist aber stets auch ein besonderer Ort der Discretion gewesen, der sich zum erotischen Erfahrungsaustausch geradezu anbietet. Ein Hotelzimmer gilt als »ein Altar der Intimität« (Paul Theroux). Es ist ein geschützter Raum, der vorübergehend eine Privatsphäre bietet, in die außer dem Hotelpersonal kein Fremder eindringen darf. Dieses Wissen kann die Einsamkeit erträglicher, aber auch schmerzlicher machen. Viele Reisende und Autoren haben Erfahrungen in heruntergekommenen Absteigen gemacht, die statt der erhofften Nachtruhe vom ersten Augenblick an nur den Wunsch weckten, das Zimmer am nächsten Morgen so schnell wie möglich verlassen zu können. Für manche Schriftsteller wie Anton Tschechow, Oscar Wilde, Raymond Roussel oder Cesare Pavese war das Hotel die letzte Lebensstation, ein letzter Rückzugsort vor den Unbilden des Lebens.

Ähnlich wie die Wolkenkratzer und die Kaufhäuser des frühen 20. Jahrhunderts wurde auch das Hotel weltweit zu einem architek-

tonischen Symbol. Und das ideale Hotel ist die Summe seiner Projektionen. Der Dichter Raoul Schrott hat Hotels als »die eigentlichen tempel unseres jahrhunderts« bezeichnet. Hotels »sind monumente von epochen, die an den ornamenten ihrer architektur erkennbar werden und sich an den bröckelnden fassaden verraten«. Manche Hotels wie das Pariser *Ritz* oder das *Oriental* in Bangkok werden selbst zur Sehenswürdigkeit, wobei die eigene Vergangenheit stets Teil der Gegenwart ist. Nicht nur Thomas Mann liebte »die feierliche Stille, die zum Ehrgeiz der großen Hotels« gehört.

Letztlich gleicht kein Hotel dem anderen, manche sind mit edelsten Antiquitäten möbliert, andere unterscheiden sich durch ihr altertümliches Tapetenmuster oder durch das Konzert ihrer Wasserrohre. Wahre Hotelliebhaber vergleichen den Charakter eines Hotels mit dem eines Menschen: Es gibt elegante und verträumte, es gibt spießige und heruntergekommene Unterkünfte. Es gibt Hotels nur für Frauen wie das 1903 eröffnete *Martha Washington Hotel* in New York, es gibt Hotels für Schwule, für die Flitterwochen und für Hunde. Es gibt Hotels für die schönsten Tage des Jahres und für gewisse Stunden. Andere Hotels führen als Wintersporthotel, Strandhotel, Parkhotel oder Golfhotel ihre Bestimmung oder ihren besonderen Reiz bereits im Namen mit. Ergänzt wird das Angebot durch selbsternannte Design- und Themenhotels, die in der Beliebtheitskala inzwischen aber durch Wellnesshotels in diversen Ausprägungen verdrängt werden. Jedes Hotelzimmer enthält eine Botschaft an den Gast. Die 200-Quadratmeter-Luxussuite spricht eine andere Sprache als das standardisierte Kettenhotel an der Autobahnausfahrt. Letzteres besitzt den nicht zu unterschätzenden Vorteil, dass man sich, egal, ob in Mailand, Marseille oder Mönchengladbach, sofort zurechtfindet und auch im Dunkeln ohne große Anstrengung die Toilettenspülung betätigen kann. Andererseits hat man in dem ewig gleichen Interieur das tröstliche Gefühl, sich das Fremde vom Leib zu halten und letztlich gar nicht verreist zu sein.

Mehr als zwei Jahrhunderte sind vergangen, seitdem die ersten Hotels ihre Gäste empfangen. Zwei Jahrhunderte, in denen das Ho-

telgewerbe einem steten Wandel unterworfen war, sich in vielfacher Weise verändert und neu erfunden, aber keinen Augenblick etwas von seiner Faszination verloren hat. Zwischen Grandhotel und Stundenhotel öffnet sich ein ganzer Themenkosmos, der mit seinen vom Kofferaufkleber bis zum Hochstapler, vom Hotelpool bis zum Portier reichenden Ingredienzien noch immer den Reiz und die große Anziehungskraft des Hotellebens ausmacht. Ein Hotel strahlt auf seine Gäste aus, stellt eine Beziehung her, die manchmal so innig ist, dass es Gäste gibt, die sich ein Leben außerhalb der bunten Hotelwelt gar nicht mehr vorstellen können. Oder, um mit Vicki Baum zu sprechen: »Großartiger Betrieb in so einem Hotel ... Immer ist was los. Einer wird verhaftet, einer geht tot, einer reist ab, einer kommt ... Hochinteressant, aber so ist das Leben.«

Hotelgeschichte

Wenn jemand eine Reise tut, so braucht er ein Bett zum Übernachten – ließe sich in Anlehnung an Matthias Claudius behaupten. Seit Jahrtausenden stellte sich jedem Reisenden die Frage, ob und wo er am Abend eine Unterkunft finden würde. Wer Glück hatte, konnte auf dem Land oder in der Stadt auf die sprichwörtliche Gastfreundschaft zählen, was wiederum am einfachsten war, wenn man sich auf eine Empfehlung von einem gemeinsamen Bekannten berufen konnte oder zur gleichen Schicht oder Berufsgruppe gehörte. Als letzte Zuflucht blieb den Reisenden oft nur ein Stall oder ein Lagerplatz unter freiem Himmel.

Erst ein dichtes Unterkunftsnetz erleichterte das Reisen und erhöhte die Reisegeschwindigkeit. Bereits in der Antike richtete man daher entlang der Fernstraßen in regelmäßigen Abständen Raststationen und Herbergen ein, um Pferde wechseln und Wagen reparieren, aber auch um Reisende versorgen und ihnen eine Schlafstatt bieten zu können. Die Griechen kannten das *pandocheion*, im Römischen Reich unterschied man zwischen den *mansiones* genannten größeren öffentlichen Versorgungs- und Übernachtungsstationen und den kleineren *mutationes*, bei denen jeweils auch Zugtiere bereitstanden. Daneben gab es noch private Gasthäuser, die entweder als *tabernae*, *stabula*, *deversoria*, *hospitia* oder *cauponae* bezeichnet wurden. Manche Ortsnamen wie Tifers und Tawern oder Saverne (Zabern) gehen auf eine römische *taberna* zurück.

Pilgerherbergen und Postgasthöfe

Im Orient und in Zentralasien ermöglichten – neben kleineren, *hane* genannten Gasthäusern – vor allem die wehrhaften Karawanensereien einen regen Reiseverkehr auf der wirtschaftlich bedeutenden Seidenstraße.

In Europa hingegen lag nach dem Ende des Römischen Reiches auch das Beherbergungswesen darnieder. Soweit die spärliche Quellenlage Rückschlüsse zulässt, dürfte es im Mittelalter kaum Gasthöfe im heutigen Sinne gegeben haben. Die zahlreichen Pilger übernachteten in eigens für sie bestimmten Herbergen, Kaufleute bei ihren Geschäftspartnern, Handwerker in eigenen Gilde- und Zunftstuben, reisende Adelige und Kleriker bei ihresgleichen in Burgen und Schlössern, Klöstern oder Pfarrhäusern. Gekrönte Herrscher zogen mit ihrem Tross von Pfalz zu Pfalz oder von Königshof zu Königshof. In größeren Städten wie Köln, Lübeck oder München standen noch Spitäler mit großen, nach Geschlechtern getrennten Schlafsälen zur Verfügung, jedoch bargen sie auch das Risiko, sich mit einer Krankheit anzustecken. Eine besondere (Schutz-)Rolle kam den Hospizen zu, die auf den Passhöhen der Alpen zu finden waren. Meist hatten die Wirtshäuser nicht viel mehr zu bieten als das Stroh in ihren Ställen oder die blanken Bänke in der stickigen Gaststube; in den Hafenstädten schliefen die ärmsten Quartiersuchenden im Sitzen, den Oberkörper auf ein Tau stützend. Erst im Laufe des Spätmittelalters entstanden in Europa die ersten kommerziellen Gasthäuser, die Fremden gegen Bezahlung ein Nachtquartier und eine einfache Verköstigung anboten. Eine Vorreiterrolle nahmen die Hafen- und Messestädte ein, wobei in den dortigen Herbergen oft auch Geschäfte abgeschlossen wurden.

Zwar gab es in größeren und von Reisenden gut frequentierten Städten wie in London, Paris oder im päpstlichen Avignon Dutzende von Herbergen, doch griffen die meisten Reisenden und Kaufleute wohl auf private Unterkünfte zurück. Infolge der allmählichen Verbesserung des Straßenbaus und der Zunahme des Handelsumschlags schwoll der Reiseverkehr an, was den Bedarf nach

Unterkünften steigen ließ. Durch das wachsende Bedürfnis reisender Bürger nach einer bequemen Unterkunft entstanden in den größeren Städten und an Orten, die vom Durchgangsverkehr lebten, zahlreiche mehr oder weniger stattliche Gasthöfe, wobei in den ländlichen Regionen Küche, Gastraum und Schlafgelegenheiten oft nicht klar voneinander getrennt waren. Der Wandel der Reisegewohnheiten, -bedürfnisse und -zwecke veränderte in der Frühen Neuzeit auch die Funktion und Eigenart der Wirtshäuser in den Städten sowie auf dem flachen Land. So konnte man in Mitteleuropa etwa alle dreißig Kilometer – was einer Tagesreise entsprach – mit einem Gasthaus oder einer Poststation mit Unterkunftsmöglichkeit rechnen. In den Städten befand sich der Gasthof meist in zentraler Lage am Marktplatz und damit in unmittelbarer Nachbarschaft von Rathaus und Kirche.

Bereits damals gab es in Europa landestypische Unterschiede und Gepflogenheiten. Als Michel de Montaigne 1580 und 1581 eine Bäderkur unternahm, die ihn bis nach Italien führte, notierte der berühmte Essayist in seinem Reisetagebuch: »Man muss schon heikel sein, wenn man sich über das Übernachten in Deutschland beschwert. Wer in seinen Reisekoffern eine Matratze, die man dort nicht kennt, und einen Betthimmel mitnehmen würde, könnte nichts mehr aussetzen. Der Deutsche kann es nicht aushalten, auf einer Matratze zu schlafen, der Italiener nicht auf Federn und der Franzose nicht ohne Vorhang und Feuerung.«

Schauderhafte Zustände

Montaignes Lob gehört eher zu den Ausnahmen. Die Wirklichkeit, die die Reisenden in den Wirtshäusern vorfanden, war meist eine andere. Die Reiseberichte und Tagebücher der Postkutschenzeit sind voll von Klagen über das schlechte Essen, betrunkene und lärmende Tischgenossen sowie sich prostituierende Frauen. In den Räumen, in denen man sich zur Ruhe legte, erwarteten die Reisen-

den stinkende Nachtgeschirre und anderer Unflat. Erasmus von Rotterdam erwiderte auf die Frage, ob die Nachtlager in Deutschland sauber wären: »Es ist dieselbe Sauberkeit wie beim Essen. Die Bettlaken sind ungefähr vor einem halben Jahr gewaschen worden.« Und der 1571 in Trient geborene Hippolyt Guarinoni klagte über die »verpestete Luft in den Schlafkammern«, in denen »die Wand neben den Bettstätten mit großspatetem Rotzschlegel und Speychel gezeichnet« ist. Als Arzt befürchtete er, sich »Räuden, Geschwör, Schlier ... Frantzosen und dergleichen Feg-Täuflein« zu holen.

Oftmals gab es in den Herbergen nicht einmal Betten für die Reisenden. Als der Freiherr Carl Ludwig von Pöllnitz im Jahre 1730 von Nürnberg nach Württemberg reiste, sah er sich »gezwungen, in einem kleinen, gewöhnlichen Städtchen unterzukommen. Das Gasthaus machte einen guten Eindruck, das Abendessen erwies sich als leidlich und der Wein war hervorragend. Dann baten wir das Zimmermädchen, uns die Betten zu zeigen. Es führte uns in einen langen, großen Raum; an den Wänden lag ringsum ein Stroht Teppich, dessen Funktion wir nicht recht verstanden, da ihre Ställe unmöglich so hoch oben liegen konnten. Zu unserem großen Erstaunen teilte uns das Mädchen mit, daß eben dieser der Raum sei, in dem wir schlafen sollten, da es im ganzen Haus nur ein einziges Bett gab, welches von den Wirtsleuten belegt war. Uns blieb nichts anderes übrig, als uns, angekleidet wie wir waren, auf dem Stroh niederzulassen, als ob wir Pferde wären. Wenig später kam ein Dutzend gut gekleideter Reisender hinzu, die mit den örtlichen Gepflogenheiten vertraut waren und sich glücklich und zufrieden auf das Stroh warfen, um bald wie Murmeltiere zu schlafen. Was mich betraf, so schlief ich beherzt wenig und war froh, als ich den Morgen anbrechen sah.«

Da es keine Telekommunikation gab, war es so gut wie unmöglich, eine Unterkunft im voraus zu reservieren. Selbst gutsituierte Reisende mussten daher meist mit dem nächstbesten Quartier vorliebnehmen, das ihnen angeboten wurde. Daher rechnete man damit, seine Kammer mit Fremden teilen zu müssen; ein Bettvor-

hang mochte einen gewissen Sichtschutz bieten. Unter weniger vermögenden Reisenden war es nicht unüblich, sich mit mehreren Personen ein Bett zu teilen, so dass es in der stockdunklen Nacht oft zu peinlichen Begegnungen gekommen sein muss – was Komödien- und Novellenschreiber gerne aufgriffen. Im Winter galt die bewährte Maxime: »Wenn man zu zweit schläft, kommt die Wärme; aber allein, wie soll einem da warm werden?!« Auch ein Mangel an Betten zwang zum Zusammenrücken: »Des Abends, als man schlafen gehen wollte, fanden sich nur drei Betten für fünf Personen. Sie losten, welche zwei und zwei beisammen schlafen sollten, und da fielen die zwei Burschen zusammen, der Leutnant auf eins allein, und der fremde Herr mit Stilling bekamen das beste«, erinnerte sich Johann Heinrich Jung-Stilling. Auch Johann Gottfried Seume blieb auf seinem »Spaziergang nach Syracus« in Böhmen nichts anderes übrig, als sich das Nachtlager mit mehreren fremden Personen zu teilen: Man schichtete »uns mit den Hebräern so enge auf das Stroh, daß ich auf dem britischen Transport nach Kolumbia kaum gedrückter eingelegt war. Solche Abende und Nächte mußten schon mit eingerechnet werden, als wir den Reisesack schnallten.« Im Laufe seiner Reise wurde Seume immer genügsamer. »Übrigens ist mir so ziemlich einerlei, ob ich mich auf Eiderdaunen oder Bohnenstroh wälze.« Von der Qualität der Wirtshäuser ließ er sich kaum beeindrucken: »Das beste ist mir nicht zu gut, und mit dem schlechtesten weiß ich noch fertig zu werden. Ich denke, es ist noch lange nicht so schlimm als auf einem englischen Transportschiffe, wo man uns wie die schwedischen Heringe inpökelte, oder im Zelte, oder auf der Brandwache, wo ich einen Stein zum Kopfkissen nahm, sanft schlief und das Donnerwetter ruhig über mir wegziehen ließ.«

Einen besonders schlechten Ruf genossen damals die italienischen Gasthöfe. Und je weiter man den Stiefel hinabfuhr, desto schlimmer wurden die Zustände. Roland de la Platière, der 1777 in Kalabrien und Sizilien unterwegs war, beschrieb eine dieser Unterkünfte: »Das Ganze ist nichts weiter als ein geräumiger Stall, an dessen hinterem Ende ein offenes Feuer brennt und ohne Rauchab-

zug oder Herd gekocht wird; hier ißt man und legt sich hin, oder man schläft auf einer Art Lager aus Ziegelsteinen, die in der Mitte des Stalls hinter den Pferden aufrecht gestellt werden. Wenn noch Platz ist, kann man auch in der Futterkrippe schlafen.« Auch Goethe und Seume klagten über die Unwirtlichkeit der italienischen Gastzimmer: Während Goethe im sizilianischen Caltanissetta mit einem mit »Häckerling« angefüllten Jutesack vorliebnehmen musste, wurde Seume auf dem Weg nach Palermo »aus Höflichkeit die beste Schlafstelle« zugewiesen: »diese war auf einem steinernen Absatze neben der Krippe; die andern Herren legten sich unten zu den Schweinen. Mein Mauleseltreiber trug zärtliche Sorge für mich und gab mir seine Kapuze: und man begriff überhaupt nicht, wie ich es habe wagen können ohne Kapuze zu reisen.«

Auch in den deutschen Herbergen scheint es um die Reinlichkeit nicht immer zum besten bestellt gewesen zu sein: Ungeziefer, Mäuse und Dreck störten den nächtlichen Schlaf. Selbst adelige Reisende blieben von diesen Unbilden nicht verschont. So mokierte sich 1786 der Herzog Carl Eugen von Württemberg über ein Wirtshaus in Rastatt, wo man vor der Nachtruhe erst »noch Ratten aus den Zimmern fangen« musste. Die zahlreichen Reiseanleitungen und reisetheoretischen Abhandlungen – damals erlebte die heute nahezu vergessene Literaturgattung der Apodemik ihren letzten Höhenflug – zeugen nicht nur von einer Zunahme des Reiseverkehrs gegen Ende des 19. Jahrhunderts, sondern auch von einem Wunsch nach Orientierung und praktischen Ratschlägen. Neben Verhaltenshinweisen, wie man sein Hab und Gut in den nicht abschließbaren Zimmern vor Diebstahl und sich selbst auf den Landstraßen vor Überfällen schützen könne, findet man darin zu Hauf Klagen über hygienische Probleme.

Dem Reisenden von einigem Vermögen wurde 1795 von dem Bibliothekar Franz Posselt in seiner »Apodemik oder die Kunst zu reisen« empfohlen, ein »Reisebett« mitzuführen, um den untragbaren Zuständen in den Wirtshäusern und den in den Gästebetten lebenden »beisenden und stechenden Insekten« zu entgehen. Das Mitführen eigener Bettwäsche wurde als unabdingbar angesehen.

Notfalls solle man sich lieber mit dem eigenen Reisemantel zudecken »als mit einem schweren Feldbette, unter welchem vielleicht mancher ungesunde Schwelger und Wollüstling geschwitzt hat«. Andere Autoren empfahlen, eine Reihe von Substanzen ins Reisenecessaire zu packen, die den Parasiten den Garaus machen sollten. Beliebte waren und häufig zum Einsatz kamen insbesondere Schwefelsäure und diverse ätherische Öle, so beispielsweise Lavendel-Essenzen. Im allgemeinen dürften die sanitären Verhältnisse in den Gasthäusern denen der Gesamtgesellschaft entsprochen haben, so dass es hier wie dort weder Bäder noch eigene Toiletten gab. Mehr als einen Nachtopf und eine Schüssel mit Wasser konnte man in den meisten Herbergen nicht erwarten. Heinrich August Ottokar Reichard, der mehrere Reisehandbücher geschrieben hat, richtete sein Augenmerk vor allem auf die »Reinlichkeit« der Nachtquartiere. In seinem 1801 veröffentlichten »Passagier auf der Reise« empfahl er seinen Lesern, sich selbst um die größtmögliche Sauberkeit zu bemühen; dies gelte für die »Reinlichkeit des Bettes und frisches Ueberziehen desselben« ebenso wie für die Beschaffenheit des Abtritts, bei dessen Verunreinigung »man zur Befriedigung des Naturbedürfnisses lieber das Feld ... wählt«.

Gastungen und Wirthshäuser

Aber blicken wir noch einmal zurück auf das 17. Jahrhundert: Der Dreißigjährige Krieg hat dem aufstrebenden Beherbergungswesen ein jähes Ende bereitet, die allgegenwärtigen Gefahren für Leib und Leben führten dazu, dass sich in Mitteleuropa kaum mehr jemand freiwillig auf Reisen begab. Vor allem auf dem Land und in den kleineren Dörfern war kein Gasthof vor den marodierenden Landsknechten sicher, die sich oft wochenlang einquartierten, die Zeche prellten, den Weinkeller plünderten oder gleich Haus und Hof einäscherten. In Chemnitz beschwerten sich die Wirte beim Stadtrat: »Die Gastung liegt darnieder, Handel und Wandel stocken, nie-

mand reist oder fährt oder kehrt ein. Alle Welt läßt uns im Stiche. Mancher Wirt hat 8 oder 14 Tage nicht einen Gast und kommt einmal ein Reiter, so muß er mehr aufwenden, als er verdient und müssen Wirt und Gesinde jämmerlich dörren.« Auch nach Kriegsende hat es lange gedauert, bis der Reiseverkehr wieder in Schwung kam, da jegliche Infrastruktur fehlte. Um Handel und Verkehr zu beleben, ließ der Kurfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg nicht nur die Straßen und Brücken in Preußen reparieren, er sorgte auch dafür, dass in regelmäßigen Abständen Wirtshäuser errichtet wurden. Zusammen mit dem Aufbau eines schnellen und zuverlässigen Postwesens verbesserten sich nicht nur in Preußen, sondern in ganz Mitteleuropa die Reise- und Übernachtungsmöglichkeiten.

In Deutschland stieg die Zahl der Wirtshäuser innerhalb von drei Jahrhunderten von ein paar tausend auf rund 80 000 im Jahr 1800, wobei das Spektrum der Gast- und Wirtshäuser, die den Reisenden Verpflegung und Unterkunft anboten, weit gefächert war. Der nach Gästen Ausschau haltende Wirt war ein beliebtes Bildmotiv jener Zeit. Der Göttinger Professor August Ludwig Schlözer bezeichnete 1795 die Mehrzahl der deutschen Gasthöfe und Schenken als »cultiviert« oder »halbcultiviert«. Nur wenige Herbergen, die er in Frankfurt, Hannover oder Hamburg vorgefunden hatte, lobte er als »hochcultiviert«. Die Bedeutung der Gasthöfe als soziale Treffpunkte für Fremde und Einheimische wuchs ebenso wie die gesellschaftliche Stellung vieler Gastwirte. Denn es war vor allem die Person des Wirtes, die ein bestimmtes Maß an Qualität und Komfort garantierte. Manchen Wirten gelang damals der soziale Aufstieg, so auch Goethes Großvater Friedrich Georg Göthe, der mit dem *Weidenhof* eines der vornehmsten Frankfurter Gasthäuser führte und den Grundstock für das Familienvermögen legte. In den vornehmeren Herbergen konnten Gäste »von Stand« darauf vertrauen, Kutschen oder Pferde bereitgestellt zu bekommen sowie Personal von der Aushilfszofe bis zum Reitknecht vorzufinden. Der Wirt übernahm Verantwortung, versorgte seine Gäste nicht nur mit Essen und Trinken, sondern er verfügte auch über Infor-